

Buchbesprechung II



Ralf Eisinger

Klaus Pringsheim aus Tokyo.

Zur Geschichte eines musikalischen Kulturtransfers

München: Iudicium, 2020, ISBN 978-3-86205-532-6,

203 Seiten, 40 Abb., kt. EUR 28,—

Der Buchtitel bringt den Betrachter aufgrund der darin enthaltenden Präposition „aus“ ins Grübeln. Man fragt sich, was der Grund dafür sein mag, dass es hier nicht „in Tokyo“, sondern „aus Tokyo“ heißt. Die Beschreibung auf der Rückseite

des Buches klärt diese Frage:

Ein neues Leben beginnt 1931 [für Klaus Pringsheim] mit der Berufung als Kompositionslehrer und Leiter des Orchesters der Kaiserlichen Musikakademie in Tokyo. [...] Pringsheims Leben wird fortan durch die Erfahrungen des Exils geprägt [...]. Er lebt während des Krieges in Japan, danach einige Jahre in Kalifornien, kehrt aber 1951 auf Einladung seiner ehemaligen Schüler endgültig nach Tokyo zurück. In Deutschland tritt er nur noch als Gastdirigent auf. Die Zeitungen begrüßen ihn als „Klaus Pringsheim aus Tokyo“. Die Frage, wie er dorthin kam und warum er dort blieb, wird selten gestellt.

Demnach hätte der Titel streng genommen in Anführungszeichen stehen müssen. Die Erwartung, die Titel und Untertitel des Buches wecken, nämlich dass es in dem Werk mehr oder minder ausschließlich um Pringsheims Zeit in Japan geht, trifft bei genauerer Betrachtung nur teilweise zu. Die Abschnitte „Japan zum Ersten“ (S. 63-110), „Japanisches Dacapo“ (S. 117-132) und „„Heimkehr‘ nach Japan. Finale“ (S. 142-162) sind zwar zentrale Teile des Buches, umfassen aber doch weniger als die Hälfte des Gesamtumfangs. 60% der insgesamt 40 z. T. ganzseitigen Abbildungen sind in den drei Japan-Abschnitten zu finden, wobei sich wenig aussagekräftige mit sehr interessanten Fotos abwechseln.

Die Bildunterschrift des Fotos auf Seite 104 gibt als Datum des Konzerts den 25. Februar 1936 an, während auf Japanisch eindeutig vom 15. Februar die Rede ist. Dieser kleine Fehler bestätigt, was der Autor auf Seite 196 schreibt, nämlich, dass er kein Japanisch kann. Die Lektüre des Buches vermittelt grundsätzlich den Eindruck, dass Eisinger sich mit Pringsheim im Besondern und mit klassischer Musik im Allgemeinen

sehr gut auskennt, sein Verständnis des jüdischen Exils in Asien und des zeitgenössischen Japan überzeugt dagegen weniger.¹

In der Darstellung werden viele Namen deutscher, europäischer und japanischer Musiker genannt, mit denen Pringsheim mehr oder minder intensiv kooperierte, von denen er beeinflusst wurde oder die er beeinflusste. Gerade dieser Aspekt des Buches ist sehr aufschlussreich. Es ist daher bedauerlich, dass ein kommentiertes Personenverzeichnis fehlt, was zweifellos hilfreich gewesen wäre. Über Pringsheims Lehrtätigkeit oder -philosophie hört man dagegen vergleichsweise wenig. Dies ist umso erstaunlicher, als es hierzu bereits Vorarbeiten gibt, die Eisinger auch in seinem Fußnotenapparat ausführlich erwähnt. Irene Suchy hatte sich – zitiert bei Eisinger auf S. 106 (Fußnote 204) – in ihrer 1992 erschienenen Dissertation sehr kritisch mit der vermeintlich besten Zeit Pringsheims in Japan, nämlich seiner Anstellung an der Musikakademie, auseinandergesetzt (ibid. S. 139):

Pringsheim in Japan: ein trauriges Bild. Karrieresucht, die Unfähigkeit, die eigenen Grenzen zu akzeptieren, Verharren im Vergangenen, das Verleugnen von anderen Wegen außer den eigenen sind gepaart mit Herrschsucht, Hochmut des Europäers und Kleinlichkeit.

Vor dem Hintergrund dieser sehr hart mit Pringsheim ins Gericht gehenden Interpretation Suchys fragt man sich, ob Eisingers Darstellung von Pringsheims Erfahrungen in Japan nicht vielleicht zu selektiv und z. T. zumindest zu positiv ist.

Sehr ausführlich „bedient“ Eisinger die bekannte Pringsheim-Mann-Saga während man vergleichsweise wenig über Pringsheims Privat- wie Berufsleben vor Ort in Tokyo erfährt. Letzteres ist bedauerlich, weil Pringsheim aufgrund seines jüdischen Hintergrunds und eben jener familiären Beziehung zum Nazi-Gegner Thomas Mann in der Hauptstadt des durch Antikominternpakt (1936), Kulturabkommen (1938) und Dreimächtepakt (1940) eng mit dem „Dritten Reich“ verbundenen Japanischen Kaiserreich eine nicht unumstrittene Persönlichkeit war.

Die wiederholte Aussage Eisingers, es sei Pringsheim in den Kriegsjahren schlecht gegangen (S. 125, 132), stehen drei Bilder entgegen, die Pringsheim mit zwei Söhnen vor seinem Haus bzw. im Garten in Tokyo (S. 119f) zeigen. Vergleicht man die hier vermittelte (groß-)bürgerliche Atmosphäre mit dem, was der jüdisch-deutsche Philosoph Karl Löwith, der selbst 1936 bis 41 in Sendai lehrte, über den zur gleichen Zeit in Japan ansässigen jüdisch-deutschen Juristen Theodor Sternberg schrieb (der lediglich fünf Jahre älter war als Pringsheim), so wird hinreichend deutlich, dass es Pringsheim – trotz Anfeindungen durch die lokalen Nazis – relativ gut ging:

¹ Dass Eisinger sich – belegt durch die Angaben in seinen Fußnoten – zudem bei seiner Darstellung sehr stark auf die DIJ Monographie 55 (*SS und Samurai*, 2014) verlässt, verstärkt das Problem, denn auch Hans-Joachim Bieber hatte seine Analyse der deutsch-japanischen Kulturbeziehungen ohne umfassende Japanischkenntnisse vorgenommen.

Ein besonderes Original war der Jurist, Philosoph und Sozialist St[ernberg], der einst in Lausanne, Berlin und Tokyo Universitätslehrer war. [...] Er war im Osten allmähliche gänzlich heruntergekommen, hatte in Japan auch seinen Sohn verloren und vegetierte in unsäglich verwahrlostem Zustand zwischen Manuskripten, Büchern und Essensresten dahin. [...] Sein mächtiger Schädel war imponierend, seine Augen konnten etwas Versoffenes, aber auch gütig Schalkhaftes haben und seinen weichen zahnlosen Mund umspielte ein sybaritisches Lächeln.²

Ein Vergleich der Pringsheim'schen Erfahrungen in Japan mit denen anderer Exilanten im japanischen Einflussgebiet (inkl. Shanghai) fehlt in Eisingers Werk völlig, weshalb es für viele Leser schwierig sein dürfte, die beschriebenen Lebensumstände Pringsheims realistisch einzuschätzen. Hinzukommt, dass man sich manche relevanten Informationen selber zusammensuchen muss. So taucht z. B. die Tatsache, dass Pringsheims Haus gegen Ende des Zweiten Weltkrieges amerikanischen Brandbomben zum Opfer fiel – was ja die Aussage, dass es Pringsheim in den 1940er Jahren in Tokyo schwer gehabt hatte, in gewisser Weise erhärtet (wenngleich Hunderttausende Andere das gleiche Schicksal traf) – nicht in Eisingers Darstellung auf, sondern lediglich in einem kurzen autobiographischen Text Pringsheims am Ende des Buches (S. 185). Auch die Besuche von Pringsheims Frau und Tochter in Japan, werden erstaunlicherweise ausschließlich in der „Zeittafel“ (S. 163-172) erwähnt.

Der ständige Wechsel zwischen Vergangenheitsformen (Perfekt/Imperfekt) zum historischen Präsens und teilweise sogar zum Futur, lässt die Darstellung sprunghaft wirken, wozu auch wiederkehrende unnötige Brüche in der Chronologie beitragen. Beispielsweise schiebt Eisinger in seine Darstellung der Ereignisse des Jahres 1933/34 (S. 93-101) ziemlich unvermittelt die Ausbürgerung Pringsheims und seiner beiden Söhne im Jahr 1944 ein (S. 95f). Unmittelbar daran anschließend folgt der Satz: „Das Leben in Japan ging vorerst weiter.“ Der erstens – vorsichtig ausgedrückt – unnötig ist und sich zweitens nicht, wie man wohl hätte annehmen dürfen, auf die Zeit nach der Ausbürgerung bezog, sondern die Überleitung zurück ins Jahr 1934 darstellt.

Dass die Auseinandersetzung mit dem Nationalsozialismus nicht die Kernkompetenz des Autors ist, zeigt sich u. a. bei der verwendeten Terminologie. Fragwürdig ist in diesem Zusammenhang beispielsweise die Aussage, für die nationalsozialistische Einstufung der jeweiligen Person als „Jude“, „Halb-Jude“ etc. sei die „Religionszugehörigkeit“ ausschlaggebend gewesen (Seite 95f, Fußnote 181). Wohlwollend betrachtet ist dies extrem unglücklich formuliert, da hier der Eindruck erweckt wird, es sei den Nazis um Religion gegangen und nicht um blanken Rassismus. Auf Seite 93 wird der Begriff „Machtergreifung“, der ja ein zeitgenössischer Propagandabegriff ist, mit dessen Hilfe der vermeintlich revolutionäre Charakter der Ereignisse vom 30. Januar 1933 betont

2 Karl Löwith, *Mein Leben in Deutschland vor und nach 1933*, Stuttgart, 2007, S. 116.

werden sollte (während es sich ja faktisch um eine im Rahmen der Weimarer Verfassung vonstattengegangene Ernennung einer neuen Koalitionsregierung handelte) ohne Anführungszeichen benutzt, während auf Seite 94 (Fußnote 177) der Begriff „Machtübernahme“, der weit weniger ideologisch befrachtet ist, in Anführungszeichen gesetzt ist. Auf Seite 98 ist – um nur ein weiteres Beispiel noch anzuführen – ähnlich unpräzise von „NSDAP-Auslandsgeschäftsstelle“ die Rede, während es korrekt „NSDAP-Auslands-Organisation“ heißen müsste.

Ähnlich unpräzise bzw. spekulativ ist der Umgang des Autors mit einer Kontroverse rund um ein Pringsheim-Konzert in Shanghai 1934, das diesem – vermeintlich – „einen ersten Eindruck von den künftigen Schwierigkeiten“ (S. 94) vermittelt habe. Pringsheim, für dessen Konzert von der dortigen Deutschen Gemeinde Werbung gemacht worden war und das dementsprechend gut besucht war, dürfte von der sich daran anschließenden Kritik der NSDAP Ortsgruppe Tokyo-Yokohama an der Haltung der Shanghai-Deutschen und der sich daraus ergebenden Korrespondenz zwischen Berlin, Shanghai und Tokyo kaum etwas mitbekommen haben. Falls doch, bietet das Buch keinerlei Belege hierfür.

Immer wieder stellt der Autor (hypothetische) Fragen, die letztlich unbeantwortet bleiben – viele davon zu Mitgliedern der Familie Mann im Kapitel „Beim Schwager im kalifornischen Exil“ (S. 133-141). Als Leser einer Biographie wünscht man sich jedoch gemeinhin eher Antworten als Fragen, zumal solche, die unaufgelöst im Text stehen. Häufig fehlen Belege für das Gesagte, so dass Zweifel aufkommen, woher die Informationen stammen, die hier ausgebreitet werden. Beispielsweise wüsste man gerne mehr dazu, auf welcher Basis das Pringsheim'sche Anwesen in der Münchner Arcisstraße bereits 1933 enteignet worden war (S. 28).

Letztlich lässt einen das Buch ein wenig ratlos zurück. Einerseits erfährt man viel Neues, andererseits hat man häufig den Eindruck, der Darstellung fehle es am nötigen Fokus. Häufige Wiederholungen im Text und in den Fußnoten tragen zum Gesamteindruck bei, dass das Werk von einem kritischen Lektorat deutlich hätte profitieren können. Wie sonst kann es beispielsweise auf Seite 68 – völlig ohne jede weitere Kommentierung – zu folgendem eurozentristischen Hinweis auf die Bauhausarchitektur kommen:

Die Stadt Tokyo war nach dem schweren Kanto-Erdbeben von 1923 [...] noch nicht wieder ganz aufgebaut. Wo es Neubauten gab, huldigten die Architekten einem Baugeist, der nicht immer von den Idealen des Bauhauses geprägt war. Trotzdem war das alles ein Abenteuer, etwas ganz Neues, das 1931 als Herausforderung auf Pringsheim zukam.

Man fragt sich, was genau mit „Baugeist“ gemeint sein könnte, warum die japanische Hauptstadt nach 1923 zwingend im Bauhausstil hätte wieder aufgebaut werden sollen und warum die beiden letzten Sätze mit „Trotzdem“ verbunden sind.

Als Fazit kann man festhalten, dass das vorliegende Buch – anders als der Titel bis zu einem gewissen Grad impliziert – keine historische Analyse der Exilsituation Pringsheims und seiner Kontakte mit anderen Exilanten oder seiner Rolle innerhalb der deutschen Kolonie in Tokyo ist. Zu diesen Aspekten bleibt die Darstellung weitgehend an der Oberfläche. Man sollte das Buch daher lesen als das was es ist: Eine konzise (wenn auch immer wieder abschweifende) Pringsheim-Biographie mit mehr oder minder starkem Japan-Fokus, die viele musikalische Verbindungen aufzeigt, gesellschaftliche und politische Fragen aber bestenfalls am Rande behandelt.

Christian W. Spang ist Professor an der Daitō Bunka Universität Tokyo/Saitama. 2013 erschien seine Dissertation Karl Haushofer und Japan, 2018 seine zweite Monographie Karl Haushofer und die OAG. Zuletzt publizierte er Die OAG 1873 bis 1979 (2024, zusammen mit S. Saaler und R.-H. Wippich). Sein Forschungsschwerpunkt sind die deutsch-japanischen Beziehungen von der Meiji- zur frühen Shōwa-Zeit. Er bereitet z.Z. die Publikation zweier Japantagebücher (Wiltrud Preibisch, 1937-44, und Albrecht Haushofer, 1937) sowie einer Postkartensammlung (Martha Haushofer 1908-10) vor.

Vortrag I

Christianity in the Religious Melting Pot of Japan and the Problem of Enculturation

How are we to account for the fact that, in two recent (ostensibly equally reputable) surveys of religious affiliation in Japan, we find the figure for “Shinto affiliation” as 3% in one and 69% in the other? The answer lies, in no small measure, on the varying interpretations of the precise meaning of religious affiliation: whereas it is perfectly credible that more than two-thirds of the population would admit to engaging in some kind of religious act (making a financial contribution, offering up a prayer, etc) when they visit a shrine (and it should be noted that more than half the population visited a shrine or temple on the first three days of this year alone), very few would claim to be “Shintoist” and the majority, if pressed, would claim to be “*mushūkyō*” (no religious affiliation).

I introduce this scenario by way of background to the discussion I wish to initiate concerning the religious context that confronted the first missionaries to Japan from Iberia in the mid-16th century and the extent to which they sought to adapt the faith to this